



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1950

Achtes Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

ACHTES KAPITEL

Der Sieg des Fürstentums. — Der Religionsfriede. — Die Gegenreformation. — Eingreifen Spaniens. — Die Kaiserwahl Ferdinands II. — Das pfälzisch-böhmische Abenteuer. — Der Krieg in Deutschland. — Des Kaisers Sieg. — Gustav Adolf. — Frankreichs Eintritt in den Krieg. — Der Westfälische Friede. — Deutschland 1648.

Der Friede von Augsburg hatte ein doppeltes Ergebnis festgestellt: den Sieg des Fürstentums über den Kaiser sowohl in der Verfassungsfrage wie in der Kirchenfrage. Deutschland blieb das Land der staatlichen Dezentralisation, man kann auch sagen der staatlichen Auflösung, und es blieb das Land der kirchlichen Zwiespältigkeit. Aus dem Kampfe um die maßgebende Stellung im Reich, der die ganze Regierungszeit Karls V. erfüllt hatte, war das Fürstentum nicht nur als Sieger in der Verteidigung hervorgegangen, insofern die Versuche des Kaisers, sich zum wirklichen Herrscher zu machen, abgeschlagen waren, es hatte auch einen ganz beträchtlichen Machtzuwachs eingeheimst. In allen Territorien, evangelischen wie katholischen, ist der Fürst Herr über die Kirche geworden. Wo die Reformation angenommen wird, ist das handgreiflich: die evangelischen Kirchen sind überall Landeskirchen, ihre Geistlichen sind Staatsbeamte. Dazu kommen die Einziehungen von Kirchengut, die natürlich die Macht des Landesherrn beträchtlich steigern. Aber auch in den katholischen Gebieten ist der Fürst in kirchlichen Dingen maßgebend geworden, weil ohne ihn die Kirche sich gar nicht halten könnte.

Dem entspricht es, daß der Kaiser in den folgenden zwei Menschenaltern weniger als je zu bedeuten hat; die Kaiser aus dem Hause Habsburg nach 1555 sind trotz ihres größeren Landesstaates — der Hinzutritt von Böhmen zu Österreich machte sie an Quadratmeilen und Volkszahl allen anderen noch viel mehr überlegen als früher — kein maßgebender Faktor. Sie sind in beständiger Not infolge des

Kampfes um Ungarn, das sie nur zum kleinsten Teil besitzen und wo sie von den Türken bedroht werden. Schwerlich hätten sie sich halten können ohne die wiederholte Hilfe des Königs von Spanien. So kommt es, daß das Kaisertum die Führung wieder so vollständig verliert wie zu den Zeiten Friedrichs III., nur daß die Fürsten jetzt nach ihrer größeren Macht und aus dem Bedürfnis ihrer konfessionellen Sonderinteressen eine bedeutend tätigere Politik betreiben, namentlich im Ausland. Dieses selbständige Auftreten von Hessen, Sachsen, Brandenburg, vor allem aber von Kurpfalz, an den auswärtigen Höfen, in Frankreich, England, den Niederlanden, in Skandinavien und Polen, neben der kaiserlichen Politik einherlaufend oder sie durchkreuzend, ist eine neue Erscheinung.

Es ist eine Folge der kirchlichen Spaltung. Aber keine notwendige. Mit dem Friedensschluß von 1555 hätte Deutschland sich vollkommen begnügt, wäre es sich selbst überlassen geblieben. Soweit es auf Deutschland allein ankam, hätte 1555 den Abschluß der Epoche von 1519 bilden können. Daß es nicht so kam, daß der Kampf nach einiger Zeit wieder aufgenommen wurde, war durchaus dem erneuten und beständigen Eingreifen auswärtiger Mächte zuzuschreiben.

Der Religionsfriede hatte festgesetzt, daß jeder Reichsstand seine Konfession wählen und damit zugleich über die Konfession seiner Untertanen bestimmen dürfe. Eine Ausnahme wurde für die geistlichen Reichsstände gemacht, das heißt für die Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen. Diesen sollte der Übertritt zum neuen Glauben verboten sein. Das war der sogenannte »geistliche Vorbehalt«. Die Protestanten hatten ihn nicht anerkannt und ihren Widerspruch gegen das Ganze erst aufgegeben, als ihnen der Kaiser in einer persönlichen Erklärung, der »kaiserlichen Deklaration«, zusicherte, daß in den geistlichen Territorien die Landstände das Recht des Übertritts zum evangelischen Bekenntnis haben sollten. Danach konnten Edelleute, Ritter und Städte in einem Bistum oder Klostergebiet protestantisch werden, während der Fürst katholisch bleiben mußte. Der Ausbreitung des Protestantismus stand also auch da nichts im Wege.

Das war aber nur ein Zugeständnis des derzeitigen Kaisers, kein Reichsgesetz, also von zweifelhafter Geltung und Dauer. Die Protestanten hatten sich damit begnügt, in dem Gefühl, daß sie auch so schon die Stärkeren seien. Das waren sie in der Tat. Wir haben aus den folgenden Jahren, 1557–59, Zeugnisse von venezianischen Gesandten, die darin übereinstimmen, daß in Wirklichkeit neun Zehntel von Deutschland schon protestantisch seien und daß es nur eine Frage der Zeit sei, so werde das ganze Land dem neuen Glauben gehören.

Tatsächlich hat man sich zunächst auch an den geistlichen Vorbehalt nicht gekehrt, soweit der Einfluß der protestantischen Fürsten reichte. Es war in Norddeutschland unbestritten, es gab dort keine katholische Dynastie mehr, und so wählte denn ein norddeutsches Bistum nach dem anderen einen protestantischen Prinzen zum Bischof. Wenn der auch die Weihe nicht empfing, so regierte er doch als »Administrator« sein Fürstentum. Auf diese Weise wurden die Bistümer zu Sekundogenituren benachbarter Fürstenhäuser — für diese ein weiterer Zuwachs an Macht. Im Jahre 1577 war es so weit, daß in ganz Norddeutschland nur noch Hildesheim von dieser Regel eine Ausnahme bildete.

Aber damals hatte der Protestantismus schon den Gipfel seiner Macht überschritten, die katholische Gegenbewegung hatte begonnen. 1573 setzte sich Fürstbischof Balthasar von Dernbach in Fulda über die kaiserliche Deklaration hinweg und zwang die evangelische Ritterschaft seines Stifts zur Rückkehr in die katholische Kirche, 1574 folgte Erzbischof Daniel Brendel von Mainz im Eichsfeld diesem Beispiel, und 1575, bei der Wahl Rudolfs II., wurde die kaiserliche Deklaration nicht erneuert. Die »Gegenreformation« hatte begonnen.

Von Deutschland ist das nicht ausgegangen; einer fremden, ausländischen Missionstätigkeit war es zu verdanken, der Arbeit des spanischen Jesuitenordens und der römischen Kurie. In der ganzen Welt ist damals der Kampf der katholischen Kirche um die Wiederoberung der verlorenen Gebiete im Gange. Seine Entscheidung fällt in dem Kriege zwischen der spanischen Krone und den auf-

ständischen Niederlanden, in dem die Nachbarstaaten eingreifen und England schließlich den Ausschlag gibt. 1572 beginnt der Aufstand der Provinzen, 1581 erfolgt ihre formelle Lossagung von Spanien, das Jahr 1588 bringt die Entscheidung mit der Vernichtung der spanischen Kriegsflotte durch die Engländer. Da sind die Würfel gefallen über das politische, das religiöse, das geistige Schicksal Europas.

Deutschland hat fast keinen Anteil daran genommen, außer durch die Soldaten, die auf seinem Boden angeworben wurden, um in beiden Lagern zu fechten. In passiver Neutralität sieht es dem Ringen zu, in dem schließlich doch auch sein eigenes Schicksal entschieden wurde. Das Eingreifen wurde ihm unmöglich gemacht durch seine Verfassung, aber auch durch den Charakter des deutschen Protestantismus.

Seine bisherigen Führer waren lutherisch, im Westen dagegen war man kalvinistisch, und nach echt deutscher Art wurde auch hier das Trennende stärker empfunden als das Gemeinsame. Das änderte sich nicht, ja es verstärkte sich nur, als der Calvinismus, immer kampf-lustig, immer aggressiv, auch in Deutschland anfang, Eroberungen zu machen. Daß die kalvinische Kurpfalz in lebhaftem Tatendrang für Unterstützung der Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden warb, war für Kursachsen ein Grund mehr, sich dagegen zu stemmen. Es fürchtete für seine ererbte Führerrolle unter den Evangelischen, wenn die pfälzische Richtung siegte.

Ein ideales Moment ließ sich immerhin für die bequeme Neutralitätspolitik der lutherischen Stände anführen. Ihr Eingreifen in den Kampf der Westmächte barg die Gefahr in sich, daß der Krieg sich nach Deutschland zog und zum deutschen Bürgerkrieg wurde. Dies zu vermeiden, solange man nicht selbst bedroht war, schien der Mühe wert. Und bedroht fühlte man sich nicht. Wie sehr man es war, hätte man mit etwas mehr Weitblick wohl sehen dürfen. Indem man den religiösen Bürgerkrieg ängstlich zu vermeiden suchte, solange man ihn hätte gewinnen können, hat man es dahin gebracht, daß er ausbrach, als die Gegner die Überlegenheit erlangt hatten.

Unter dem Schutze des Religionsfriedens und der Neutralität hat gerade in diesen Jahren der Umschwung in Deutschland sich vollzogen. Zuerst auf dem Felde der Schule und der Bildung. 1562 war das gebildete Deutschland das protestantische. Damals mußte der Herzog von Bayern auf Beschickung des Konzils in Trient verzichten, weil er in seinem Lande keinen Menschen fand, der ihn vor Italienern und Spaniern hätte würdig vertreten können. Die wenigen katholischen Universitäten waren verödet und fristeten ein trauriges Dasein. Zwanzig Jahre später war das schon anders. Die Jesuitenkollegien, selbst im Besitz der überlegenen italienischen Schule, hatten die Erziehung der oberen Schicht sachte an sich gezogen, die vornehmere Bildung war jetzt die jesuitische. Der Orden hatte vor allem eine Anzahl junger Fürsten zu Werkzeugen erzogen, die im gegebenen Falle nicht versagten. Die katholische Partei war erwacht, fest geeint, entschlossen und klug geführt, ging sie auf ihr Ziel los. Seit den achtziger Jahren setzt die gewaltsame Reaktion an vielen Stellen ein. Die ersten Anzeichen aus den siebziger Jahren wurden schon erwähnt. Als sichtbaren Wendepunkt darf man den Kampf um Köln 1582—84 ansehen. Daß der Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg bei seinem Übertritt zum Protestantismus von seinen neuen Glaubensgenossen keine wirksame Unterstützung fand — genau wie zweiundvierzig Jahre früher der Herzog von Cleve — und daß spanische Truppen von den Niederlanden her eingriffen und den Abtrünnigen vertrieben, hat über die ganze Zukunft des Niederrheins und Westfalens entschieden. Köln blieb katholisch, und in der Folge verschwanden jetzt vor den spanischen Bataillonen auch die protestantischen Administratoren aus den westfälischen Bistümern. Man darf es sich einprägen: spanische Soldaten haben diesen Eckstein des katholischen Deutschlands eingemauert. Inzwischen stieg die Flut der Reaktion. Was der Verlust des Niederrheins und Westfalens nicht zuwege gebracht hatte, das bewirkte fünfundzwanzig Jahre später der Fall einer kleinen schwäbischen Reichsstadt. Im Jahre 1608 zwang Herzog Maximilian von Bayern,

längst der streitbare Führer der Katholiken, die Stadt Donauwörth zur Annahme des katholischen Bekenntnisses und annektierte sie zugleich. Das rief endlich einen Anlauf zu tatkräftiger Gegenwehr bei den Protestanten hervor. Ein Teil von ihnen organisierte sich noch im selben Jahr unter der Führung von Kurpfalz in der evangelischen Union zur Verteidigung des Religionsfriedens. Bayern antwortete (1609) mit der Gründung der katholischen Liga. Der Bürgerkrieg schien vor der Tür zu stehen. Er mußte ein europäischer Krieg auf deutschem Boden werden, denn Frankreich und Spanien waren eben im Begriff, handgemein zu werden. Am Streit um das Herzogtum Cleve schien er sich entzünden zu wollen, wo der katholische Pfalzgraf von Neuburg und der protestantische Kurfürst von Brandenburg als Erbanwärter einander gegenüberstanden.

Aber da stockte der Fluß der Ereignisse. Heinrich IV., im Begriff in die clevische Angelegenheit einzugreifen, wurde ermordet (1610), der völlig spanische, überdies geisteskranke Kaiser Rudolf II. durch seinen Bruder Matthias gestürzt (1611). Das bewirkte noch einmal einen Aufschub. Dem neuen Kaiser Matthias gelang es, den Ausbruch hintanzuhalten, indem er als Vermittler zwischen die Parteien trat. Es sah aus, als könnte der Friede doch noch gerettet werden, wenn nur Deutschland sich selbst überlassen blieb. Aber eben das sollte nicht sein. Wäre es auf die Deutschen allein angekommen, so kann man sich wohl vorstellen, daß der Friede trotz allem nicht gestört worden wäre. Daß es zum Kriege kam, war wesentlich dem Eingreifen Spaniens zuzuschreiben.

Das spanische Reich stand damals unter König Philipp III. in seiner stolzesten Blüte. Die Gedanken Karls V. lebten wieder auf, man wollte den großen Kampf gegen Frankreich wieder aufnehmen, und um ihn desto nachdrücklicher führen, den Gegner wieder wie zu Karls Zeiten von der Ostgrenze her fassen zu können, sollte der spanische König wiederum deutscher Kaiser werden. Davon hat man schließlich wohl abgesehen, aber nur, da sich ein einfacherer Weg zeigte.

Kaiser Matthias mit seiner schwachen Vermittlungspolitik genügte den katholischen Ansprüchen längst nicht mehr, und seine Regierung in den Hauslanden drohte zum Fiasko zu führen. So taten sich die Erzherzöge zusammen, um ihn zu beseitigen. Der ihn ersetzen sollte, war Ferdinand von Steiermark, der gelehrigste aller gelehrigen Schüler der Jesuiten. Sein eigenes Land hatte er schon mit Feuer und Schwert zum katholischen Glauben zurückgeführt, mit dem Bekenntnis, er wolle lieber Land und Leute verlieren, als die Ketzer darin dulden. Nun sollte er dasselbe Werk auch in Böhmen und Österreich verrichten. Dazu bedurfte man der Hilfe des spanischen Königs, des Hauptes der Familie, demgegenüber die deutsche Linie des Erzhauses ja immer die Rolle der armen Vettern spielte. Spanien allein konnte das so nötige Geld geben, und König Philipp war dazu auch bereit, wenn ihm ein Gegendienst geleistet wurde. 1617 kam ein Vertrag zustande: Spanien machte sich anheischig, die Erhebung Ferdinands zu unterstützen, wenn ihm dafür die österreichischen Besitzungen im Elsaß überlassen wurden.

Sofort ging man ans Werk. Matthias ward zuerst aus Böhmen, dann auch aus Österreich und Ungarn verdrängt, Ferdinand nahm die Regierung in die Hand. Mit ihm hielt die rücksichtslose, gewaltsame Bekehrung ihren Einzug. Die Antwort der Bevölkerung war überall der offene Aufstand. Der berühmte Prager Fenstersturz (23. Mai 1618) ist die dramatische Episode, die das Signal gab. In kurzem war Ferdinand aus Böhmen vertrieben, in Österreich seines Lebens kaum sicher, da starb 1619 Matthias, und die Kaiserwürde, die letzte, die ihm geblieben, war damit erledigt.

Im August 1619 versammelten sich die Kurfürsten in Frankfurt zur Wahl. Einziger Kandidat war Ferdinand. Es war wie eine verstärkte Wiederholung der Vorgänge, die hundert Jahre früher gespielt hatten. Was damals drohte, 1555 mit Mühe beschworen war, das kam jetzt wieder, unentrinnbar, für immer, wenn Ferdinand gewählt wurde. Man wußte, was er im Schilde führte, wußte auch, daß Spanien hinter ihm stand. Der religiöse Bürgerkrieg, die Ein-

mischung des Auslands waren dann nicht mehr zu vermeiden. Und dennoch geschah es: am 28. August 1619 wurde Ferdinand fast einstimmig gewählt. Einzig Kurpfalz enthielt sich der Stimme, nachdem es einen letzten Versuch gemacht hatte, das Unheil abzuwenden, indem es dem Herzog von Bayern die Krone anbot. Maximilian lehnte ab, wie einst Friedrich der Weise abgelehnt hatte. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Sehr treffend schrieben die brandenburgischen Gesandten an ihren Herrn: »Wie Jesus über Jerusalem geweint hat, so muß man über diese Wahl weinen, angesichts des Unheils, das aus ihr über Deutschland kommen wird.« Und dabei hatten sie selbst, gemäß ihrer Weisung, für Ferdinand gestimmt! Das Schauspiel hat etwas Unfaßliches, wie da die protestantischen Kurfürsten sich und ihrer Sache mit eigener Hand den Strick drehen. Die Erklärung liegt wohl in den Persönlichkeiten. In der gesamten Fürstenschaft jener Tage ist nur ein einziger Mann von Bedeutung, Maximilian von Bayern. Die übrigen allesamt, in beiden Lagern, reichen kaum an das Mittelmaß heran. Am tiefsten aber standen gerade die, die nach Stellung und Überlieferung den Protestantismus zu vertreten beanspruchten. Johann Sigismund von Brandenburg und Johann Georg von Sachsen sind jämmerliche Tröpfe; man wird schwer entscheiden können, welcher von beiden der dümmere war. In diesem Fall handelten beide jedenfalls ganz gleich töricht und kläglich. Der Sachse hat auf dringende Abmahnungen sogar die klassische Antwort gegeben: »Ich weiß, es wird nichts Gutes daraus, ich kenne Ferdinand. Aber ein Mann ist kein Mann, man muß die Sache Gott anheimstellen.« Sprach's und befahl seinem Gesandten, bei der Wahl mit den geistlichen Kurfürsten zu stimmen! Eine schöne Moral und noch schönere Staatsweisheit, die es dem lieben Gott überläßt, die Dummheiten gutzumachen, die seine allerhöchsten Stellvertreter auf Erden begehen. Zur Erklärung dieser Borniertheit sagte man, der Kurfürst sei völlig betrunken gewesen. Wo die wichtigsten Geschäfte von solchen Leuten in solcher Weise behandelt werden, da kann man sich freilich über nichts wundern.

Unter den protestantischen Mächten war eine, die sich von den übrigen zu unterscheiden suchte. Am kurpfälzischen Hof in Heidelberg hegte man weitaussehende Entwürfe und suchte sie mit großer Rührigkeit auszuführen. Hier herrschte der tätige, angriffslustige Geist des Calvinismus, vertreten durch den leitenden Minister, den weltgewandten, projektenreichen Prinzen Christian von Anhalt. An feurigem Schwung und geistreichen Einfällen fehlte es ihm nicht, dafür aber um so mehr an Besonnenheit und Augenmaß. Die evangelische Union war sein Werk, eine Organisation, die viel zu wünschen übrig ließ, noch schwächer und lockerer als einst der Schmalkaldische Bund. Es war eine Vereinigung der Machtlosen, die stärksten der protestantischen Fürsten blieben ihr fern. Diese und andere Erfahrungen hätten den Anhalter vorsichtig machen sollen. Statt dessen verfiel er auf den abenteuerlichen Einfall, dem drohenden Angriff der kaiserlich-katholischen Richtung durch einen Gegenangriff zuvorzukommen. Er bewog seinen Herrn, den Kurfürsten Friedrich, die Krone von Böhmen aus der Hand der Aufständischen entgegenzunehmen. Am 26. August, zwei Tage vor der Kaiserwahl in Frankfurt, wählte man in Prag den Pfälzer zum König.

Das bedeutete den Kampf auf Leben und Tod gegen Habsburg. Dieses mußte alles daransetzen, Böhmen wiederzugewinnen, wenn es nicht auch Österreich mit allen Nebenlanden verlieren wollte, die Kaiserkrone natürlich mit inbegriffen. Zu solchem Kampf durfte der Pfälzer nur herausfordern, wenn er zum mindesten die Masse des deutschen Protestantismus geschlossen und mit voller Kraft hinter sich wußte und außerdem auf Unterstützung bei wenigstens einer auswärtigen Großmacht zählen konnte. Keines von beiden war der Fall. Die protestantischen Stände ließen ihren Genossen von Anfang an im Stich. Abgesehen von der Gefahr, die sie schreckte, konnte es sie auch nicht reizen, den Pfälzer, der ihre Eifersucht ohnehin weckte, zum König von Böhmen und vielleicht zum Kaiser zu machen. Sachsen zog es vor, neutral zu bleiben und sich dafür von Ferdinand durch die Abtretung der Lausitz bezahlen zu lassen. Vom

Ausland her winkte nicht die leiseste Hilfe. Sogar Friedrichs Schwiegervater, König Jakob von England, hatte abgemahnt. Unter solchen Umständen, wo man sich nur auf die eigenen schwachen Kräfte der Pfalz und den Aufstand in Böhmen stützen konnte, war die Annahme der böhmischen Krone ein tollkühnes Abenteuer, ja ein Verbrechen.

Denn wie anders war das Bild auf der anderen Seite! Wie ein Mann traten die katholischen Mächte hinter Ferdinand. Bayern und die Liga stellten sich zur Verfügung, Spanien half nach Kräften — an der Überlegenheit der Partei, an der materiellen wie an der moralischen, war nicht einen Augenblick zu zweifeln. So vollzog sich das Verhängnis mit unheimlicher Geschwindigkeit. Schon am 8. November 1620 war mit der vernichtenden Niederlage des pfälzisch-böhmischen Heeres am Weißen Berge bei Prag alles entschieden, hilflos flüchtete der »Winterkönig« aus dem Lande, Ferdinand war unbestrittener Herr von Böhmen und Österreich. In beiden Ländern wurde die Bevölkerung, bisher weit überwiegend protestantisch, nun mit furchtbarer Härte zum Katholizismus zurückgezwungen. Die »Bekehrung« war zu einem guten Teil nichts anderes als Entvölkerung. Den deutschen Österreichern aber ist damals für lange Zeit das Rückgrat gebrochen worden. Auch ein Volk von festerem Stoff, als dieser Stamm es ist, würde eine solche gewaltsame Bekehrung, bei der alle tüchtigeren, charakturvolleren Individuen ausgerottet wurden, nicht durchmachen, ohne an seiner Seele Schaden zu leiden.

Aber auch für ganz Deutschland hat die Schlacht am Weißen Berge die Bedeutung eines Tages, der über alle Zukunft entscheidet. Bismarck hat einmal erzählt, der Gedanke daran, wie anders alles hätte kommen müssen, wenn der Ausfall dieser Schlacht ein anderer gewesen wäre, habe ihm eine schlaflose Nacht bereitet. Und in der Tat, es ist gar nicht auszudenken, was die Folgen eines Sieges der Evangelischen gewesen wären. Man stelle sich nur vor, was das bedeutet, Österreich protestantisch, die Habsburger vertrieben, aus Deutsch-

land verdrängt. Dieses Geschlecht, das bis auf unsere Tage nichts als Unheil und immer das größte Unheil über das deutsche Volk gebracht hat — Gott sei gedankt, daß seine traurige und verhängnisvolle Rolle jetzt endlich ausgespielt ist —, der religiöse Zwiespalt, wenn nicht beseitigt, so doch gedämpft und gemildert, zwischen Nord und Süd kein konfessioneller Gegensatz und dadurch vielleicht überhaupt kein unüberwindlicher Gegensatz mehr — es wäre zu schön, um wahr sein zu können. Und es ist in der Tat auch nur der Traum einer schlaflosen Nacht. Hätte es möglich sein sollen, die deutschen Protestanten hätten ganz andere sein müssen, als sie waren. So wie sie waren, ist es mehr als zweifelhaft, ob selbst ein Sieg der böhmisch-pfälzischen Waffen seine vollen Früchte getragen hätte. Daß schon der Sieg im Felde ausblieb, war nur natürlich. Um ihn zu erfechten, hätten nicht die Soldaten allein zahlreicher und die Feldherrn fähiger, es hätten vor allem die Staaten und Fürsten tüchtiger sein müssen. So kann man hier nicht sagen, der Zufall des Schlachtenglückes bestimme in einem Tage den Lauf der Dinge für Jahrhunderte. Es war kein Zufall des Glücks, es war die unerbittliche Logik der Tatsachen, daß Friedrich geschlagen wurde und Ferdinand siegte. An diesem Tage wurde gleichsam das Experiment gemacht, wer der Stärkere sei.

Der Krieg um Böhmen betraf das übrige Reich noch nicht. Aber aus ihm ergab sich die Bestrafung des Pfälzers. Er war geächtet und mit der Vollstreckung der Acht der Herzog von Bayern beauftragt worden. Erst dadurch wurde der Krieg ins Reich hineingetragen. Man hätte das vermeiden können, es hätte Mittel und Wege genug gegeben, den Pfälzer, der sogleich ins Ausland geflüchtet war, dauernd unschädlich zu machen, ohne daß deshalb Deutschland zum Kriegsschauplatz wurde. Aber die Bundesgenossen des Kaisers wollten ihren Preis: Bayern verlangte das Pfälzer Land und die Kurwürde, die ihm versprochen war, die Spanier das Elsaß und die linksrheinische Pfalz. Die Hauptpersonen aber, die Jesuiten, forderten die Katholisierung des mächtigsten Territoriums in Süddeutschland.

So wurde der Krieg fortgesetzt, aus dem böhmischen wurde der pfälzische Krieg. Nach zwei Jahren war auch er beendet, die Pfalz war teils bayrisch, teils spanisch und sollte katholisch werden. Aber auch jetzt sollte es noch nicht zu Ende sein. Daß die evangelischen Truppen, die zuletzt in der Pfalz gefochten hatten, nach Norddeutschland ausgewichen waren, diente der Liga, den Bayern und den jesuitischen Drahtziehern als Vorwand, den Krieg nach Norddeutschland zu tragen, um auch hier die gewaltsame Katholisierung durchführen zu können. Damit beginnt recht eigentlich die Tragödie Deutschlands. Denn nun mischte sich auch von der anderen Seite das Ausland ein. Das Erscheinen der ligistischen Truppen in Niedersachsen, wo ihnen einheimische Kräfte keinen Widerstand mehr leisten konnten, die Möglichkeit, auch den Norden Deutschlands in der Hauptsache wieder katholisch und im Schlepptau der spanischen Weltmacht fahrend zu sehen, bedeutete den Alarm für die evangelischen Nachbarländer, für die Niederlande, die skandinavischen Staaten, England. Koalitionen bildeten sich, Heere wurden mit ausländischem, holländischem oder englischem Gelde geworben, und Deutschland ward zum zweiten Male, wie vor vierhundert Jahren, das Schachbrett, auf dem die große Partie der europäischen Gegensätze ausgespielt wurde.

Der erste Versuch, den Siegeslauf der katholischen Waffen zu hemmen, schlug gänzlich fehl. Im Norden sollte Dänemark die Arbeit tun, im Süden Siebenbürgen und die Türken dem Kaiser in den Rücken fallen. Aber die Türken wurden durch Persien gefesselt, Siebenbürgen war allein zu schwach, und Dänemark versagte völlig. Das Heer der Liga unter Tilly beherrschte Niedersachsen, und des Kaisers Feldherr Wallenstein drang unaufhaltsam bis nach Jütland vor. Der Friede von Lübeck 1629 legte dem Kaiser ganz Deutschland zu Füßen. Ferdinand II. war Kaiser, wie es keiner vor ihm, auch Friedrich I. und Heinrich VI. nie gewesen waren.

In Wallensteins Kopf tauchten phantastische Pläne auf. Der Kaiser sollte sich zum Herrn der Fürsten, zum Alleinherrscher in Deutsch-

land machen, die Kaiserwahl abschaffen, das Erbrecht an der Kaiserkrone einführen, eine Flotte auf der Ostsee bauen und mit ihr der spanischen Seemacht die Hand reichen. Im fernsten Hintergrund winkte die Unterwerfung Italiens und ein Kreuzzug, der der Macht der Türken ein Ende bereiten sollte.

Auch für das, was von diesen Träumen Wirklichkeit werden konnte — und es war gewiß nicht alles Schimäre — hatte der beschränkte, phantasielose Ferdinand keinen Sinn. Ihn beherrschte ein anderer Gedanke: die Wiederherstellung der katholischen Kirche überall in Deutschland. Hätte er den Anregungen Wallensteins folgen wollen, so hätte er sich vor allem auch gegen seine bisherigen Bundesgenossen, Bayern, die geistlichen Kurfürsten wenden, dafür aber die konfessionellen Gegensätze zurückstellen müssen. Es galt zu wählen: entweder die politischen Möglichkeiten, die in den militärischen Erfolgen lagen, voll auszunutzen — dann empfahl es sich, auf konfessionelle Rückeroberung zu verzichten; oder das konfessionelle Ziel im Auge zu behalten — dann war die Umwandlung der Reichsverfassung unausführbar. Für Ferdinand kam das erste nicht in Frage. Er hat die genialen Gedanken seines großen Generals wahrscheinlich gar nicht verstanden. Darum versagte er sich ihm, entließ ihn und beschränkte sich auf den Erlaß des Restitutionsediktes (1629), das nichts anderes verlangte als die Rückkehr zu dem Besitzstand, den die Evangelischen im Jahre 1555 eingenommen hatten.

Wäre das voll ausgeführt worden, so ist kein Zweifel, daß der Protestantismus aus dem größten Teile Deutschlands ausgerottet worden wäre. Er wäre zu einer geduldeten Sekte in einigen norddeutschen weltlichen Fürstentümern, in Sachsen, Brandenburg, Braunschweig herabgesunken, ähnlich wie man früher die Hussiten in Böhmen geduldet hatte. Wie lange und in welchem Umfang er sich dabei gehalten haben würde, ist sehr die Frage. Mit der Zeit wäre er vielleicht zu einer konfessionellen Rarität herabgesunken wie die Waldenser oder Mennoniten. Für die geistige Kultur des Abend-

landes hätte er kaum etwas bedeutet. Deutschland im allgemeinen hätte sich geistig und damit auch in jeder anderen Beziehung dem bayrisch-österreichischen Typus anbequemt.

Dieses Schicksal schien im Jahre 1629 fast unvermeidlich. Im Lande selbst gab es die Kräfte nicht mehr, es abzuwenden. Nur ein mehr oder weniger heldenhaftes Martyrium schien noch bevorzuzustehen. Wenn es doch anders gekommen ist, so war auch das dem Eingreifen des Auslands zuzuschreiben.

Die Erfolge des Kaisers, selbst in der bescheidenen Begrenzung, die Ferdinand ihnen gab, bedeuteten gleichwohl eine ungeheure Bedrohung der Nachbarn. Von ihnen waren drei schon außer Gefecht gesetzt: die Niederlande, England und Dänemark. Die am meisten Bedrohten hatten noch nicht eingegriffen: Frankreich und Schweden.

Für Frankreich war das, was in Deutschland geschah, bei der Verbindung, die zwischen den beiden Linien des Hauses Habsburg bestand, ein Sieg Spaniens. Blieb es dabei, behaupteten die Spanier die Stellung, die sie sich auf dem linken Rheinufer geschaffen hatten, so war Frankreich dauernd eingekreist. Für Schweden wiederum war das Erscheinen der spanisch-katholischen Macht an der Ostsee eine unmittelbare Bedrohung. Die ganze Existenz der schwedischen Krone beruhte auf dem Protestantismus und der Herrschaft über die Ostsee. Beides war jetzt in Frage gestellt.

Es ist die bestimmende Tatsache in der neueren deutschen Geschichte, daß diese beiden Mächte, Frankreich und Schweden, sich zusammenfanden, um das, was in den letzten Jahren geschehen war, rückgängig zu machen. Aus dem Jahre 1629 stammt die große Denkschrift, in der Frankreichs großer Staatsmann, Kardinal Richelieu, seinem König auseinandersetzt, daß es nötig sein werde, in die deutschen Kämpfe einzugreifen, wenn man Frankreichs Unabhängigkeit und Größe für die Zukunft sichern wolle. Es ist ihm nicht leicht gefallen, zu diesem Zweck die Verbindung mit dem protestantischen Schwedenkönig zu suchen. Aber er hat das konfessionelle Vorurteil

überwunden; die Interessengemeinschaft war zu stark, die Bedenken mußten schweigen. So kam das Bündnis zustande, das im Januar 1631 in Bärwalde geschlossen wurde. Gustav Adolf von Schweden stand bereits seit einem halben Jahr auf deutschem Boden, er hatte schon 1628 die Einnahme von Stralsund durch die Kaiserlichen verhindert. Jetzt konnte er den Krieg in großem Stil aufnehmen. Denn was ihm bisher fehlte, das Geld, das bekam er nun von Frankreich.

Acht Monate später (17. September 1631) gab sein Sieg bei Leipzig den Dingen die entscheidende Wendung. Nicht nur ganz Norddeutschland war mit einem Schlage befreit, auch der Süden öffnete ihm die Tore. Im nächsten Jahre führte ihn sein Feldzug nach Bayern, er plante den Stoß ins Herz der österreichischen Erblände. Da trat ihm Wallenstein entgegen, den der Kaiser in der Not wieder herbeigerufen hatte, und durchkreuzte seine Pläne. Im November 1632 fand auf dem Schlachtfeld bei Lützen, in dem Augenblick, wo der Sieg errungen werden sollte, die Heldenlaufbahn des Königs ihr jähes Ende in einem echten Soldatentod. Das Meteor aus dem Norden war untergegangen, so plötzlich wie es erschienen. Aber auch die kurze Zeit, wo es leuchtete, hat genügt, dem deutschen Schicksal eine andere Bahn zu weisen.

Man hat behauptet, Gustav Adolf sei für Deutschland zu rechter Zeit gestorben. Ich kann dem nicht zustimmen. Gleichviel, welches seine Pläne gewesen waren, ob er hat deutscher König und Kaiser, ob bloß Führer der vereinigten evangelischen Reichsstände werden wollen — daß sein Tod für Deutschland ein Unglück war, ist unter allen Umständen sicher. Gewiß, er war ein fremder König und hätte bei dauernden Erfolgen die Interessen seines Stammlandes nicht vernachlässigen dürfen. Aber je größer diese Erfolge, je stärker seine Stellung in Deutschland waren, desto weniger hätte er Schweden auf Deutschlands Kosten groß zu machen gebraucht. Schweden und Norddeutschland gehören geographisch zusammen und ergänzen einander, wie die beiden Völker einander nahe verwandt sind. Und Gustav Adolf war nach Abstammung und Geistesart ebenso-

sehr Deutscher wie Schwede. Unter ihm konnten beide Länder auf ihre Kosten kommen, und wenn dabei auf die Dauer das eine die Führung gewonnen hätte, so kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß dies Deutschland, das größere, auch geistig überlegene gewesen wäre. Der Schwerpunkt in der Politik eines deutsch-schwedischen Doppelkönigtums hätte nach den Gesetzen der Natur in Deutschland gelegen, und die Verstärkung, die aus der Verbindung mit Schweden erwuchs, wäre Deutschland ebenso zugute gekommen, wie Schweden daraus für seine eigene Entwicklung Nutzen gezogen haben würde. Das wurde nun ganz anders, als Gustav Adolf von der Bühne verschwand, ehe das Stück zu Ende war. Jetzt sah sich Frankreich genötigt, wenn nicht alle Ansträngungen umsonst sein sollten, mit immer größerem Anteil sich selbst am Kampfe zu beteiligen und demgemäß auch immer größeren eigenen Gewinn zu erstreben. Für sich allein waren die Schweden ohne die geniale Führung des Königs bei dem Widerstreben der deutschen protestantischen Fürsten zu schwach. Als das schwedische Heer 1634 bei Nördlingen eine schwere Niederlage erlitten hatte, fielen die wichtigsten protestantischen Stände vom Bündnis ab. Sachsen schloß zuerst 1635 seinen Frieden zu Prag, andere folgten. Der Kaiser gewährte allen Protestanten Amnestie und sicherte den konfessionellen Besitzstand von 1627 zu. Vielen schien das schon genug, zumal auch die katholische Liga sich jetzt auflöste. Der Krieg wäre erloschen, wenn es auf die Deutschen allein angekommen wäre. Aber das konnte Frankreich jetzt nicht mehr zugeben, es hätte damit ja seinen Zweck verfehlt, die Zerstörung der spanischen Stellung am Rhein — darum griff es jetzt mit eigenen Kräften ein. 1635 erfolgte seine Kriegserklärung an Spanien. Immer tiefer stürzte es sich in den folgenden Jahren in die kriegerischen Unternehmungen, bis es schließlich als stärkster Faktor die militärischen Ereignisse und demgemäß die Friedensverhandlungen beherrschte. Die Folgen davon waren für Deutschland verhängnisvoll. Denn nun wurde der spanisch-französische Krieg auf deutschem Boden geführt und der Friede auf deutsche Kosten geschlossen.

Wir überblicken das Wirrsal der Ereignisse nur aus der Ferne. Während die schwedischen Kräfte sich erschöpfen und nur noch zu raschen Vorstößen und Streifzügen ausreichen, wachsen die französischen. Frankreich, bisher militärisch unfähig, militarisiert sich, bildet seine Armee aus, erzieht sich Feldherren. Seit 1643 stehen Condé und Turenne an der Spitze, und nun geht der Krieg seinem Ende zu. Als 1646 eine schwedische Armee unter Wrangel von Norden her und eine französische unter Turenne von Westen vordringend in Bayern sich die Hand reichten, war das Spiel eigentlich schon zu Ende. Nur Unschlüssigkeit und Ungeschick hat es noch bis 1648 verlängert. Zwei entscheidende Schläge erzwangen endlich den Frieden: im Mai erstürmten die Schweden Prag, im August vernichtete Condé bei Lens ein spanisch-österreichisches Heer. Am 24. Oktober 1648 wurde in Münster und Osnabrück der Friede unterzeichnet.

Er schließt die Epoche, die mit 1519 begann, und bucht ihre Ergebnisse, wie der Kaufmann im Hauptbuch die Summe eines Kontos zieht.

In der Religionsfrage hat der Westfälische Friede grundsätzlich nichts Neues gebracht: die Gleichberechtigung der Bekenntnisse blieb bestehen. Es handelte sich nur um die Abgrenzung des Besitzstandes. Sie wurde auf das Jahr 1624 als Normaljahr abgestellt, während der Kaiser früher nur 1627 bewilligt hatte. Die drei Jahre machen einen großen Unterschied. Daß man auf 1624 zurückging, rettete den größeren Teil der norddeutschen Bistümer, außerdem auch Württemberg und die Pfalz zu beiden Seiten des Rheins für die Protestanten. Für den konfessionellen Gesichtspunkt also war der Krieg seit 1624 von kaiserlicher Seite unnütz geführt worden.

Noch mehr bezüglich der Verfassungsfrage. Alle absolutistischen Anläufe der Kaiser waren abgeschlagen. Die Freiheit der Stände wurde ausdrücklich anerkannt, ihre Selbständigkeit sogar in der auswärtigen Politik in aller Form verbrieft durch Zuerkennung des *ius foederis*, des Bündnisrechtes. Es war die Vollendung der Landes-

hoheit; die Stände des Reiches waren selbständige Staaten, wenn auch nicht souverän. War das Reich noch ein Staat? War es nicht nur ein Staatenbund? Darüber mochten die Theoretiker streiten. Samuel Pufendorf, die größte staatsrechtliche Autorität der Zeit, hat diese Verfassung wenig später (1667) als ein »*Monstrum*« bezeichnet. Absonderlich war sie gewiß. Wer dieses Reich noch für einen lebendigen Staat gehalten hatte, konnte jetzt sich eines anderen befehlen. Der Westfälische Friede ist der Totenschein des deutschen Reiches.

Also auch hinsichtlich der Verfassungsfrage hätte man sich die furchtbaren Opfer des Krieges sparen können, und aufs neue erinnert man sich, daß er ja wesentlich durch das Eingreifen der spanischen Politik ausgebrochen und daß nur durch die langjährige Tätigkeit anderer fremder Mächte, Roms und der Jesuiten, die Voraussetzungen geschaffen waren, aus denen er überhaupt entstehen konnte. So ist der Dreißigjährige Krieg schon seinem Ursprung und Ausbruch nach ein Werk der Fremden in Deutschland.

Es war nur logisch, daß das Ausland den Gewinn aus dem Kriege davontrug. Die siegreichen Mächte, Schweden und Frankreich, forderten ihre Entschädigung. Sie brauchte sich damals noch nicht hinter dem Feigenblatt der »Wiedergutmachung« zu verstecken, man konnte zulangen, die Beute lag bereit. So nahm sich Schweden, was es vor allem brauchte, die Südküste der Ostsee in Vorpommern; dazu auch die Mündung der Weser mit den Bistümern Bremen und Verden. Frankreich aber forderte und erhielt die habsburgischen Besitzungen im Elsaß. Es hatte sich während des Krieges dort festgesetzt und räumte die Stellung nicht mehr.

Was diese Abtretungen bedeuteten — und es waren Abtretungen ans Ausland in beiden Fällen, wenn auch die Krone Schweden für die erworbenen deutschen Territorien in den Verband des Reiches eintrat — das muß man sich klar machen. In Vorpommern und an der Wesermündung gingen die besten Seehäfen verloren, die Deutschland noch für sich besaß, seit Danzig polnisch und Hamburg unter

den Einfluß des Dänenkönigs als seines Landesherrn geraten war, der seit 1460 zugleich Herzog von Holstein war.

Und nun vollends das Elsaß! Von allem Anfang an hatte Richelieu gerade diese Erwerbung ins Auge gefaßt und ihren Zweck in der Denkschrift von 1629 offen bekannt: »*Pour acquérir une entrée en Allemagne*«, »um einen Zugang zu Deutschland zu gewinnen«. Schon damals hat er Straßburg und Lothringen als die Ziele des französischen Vordringens bezeichnet. Von hier aus konnte man Süddeutschland jederzeit in Schach halten, die süddeutschen Fürsten in die eigene Gefolgschaft ziehen und Österreich bedrohen. Als Operationsbasis zum Kriege gegen das deutsche Reich ist die Erwerbung des Elsaß gedacht, und diesen Zweck hat sie seitdem oft genug erfüllt. Zugleich trat Frankreich auf als der Bürge der deutschen Reichsverfassung. Die einzige Urkunde, die in formeller Weise die Verhältnisse der Reichsstände zueinander und zum Kaiser, ihre Rechte und Pflichten im altdeutschen Reich regelt, ist der Westfälische Friede, also ein völkerrechtliches Dokument. Als ein Kampf für die Rechte und Freiheiten der Stände gegen die Versuche der Unterdrückung durch den Kaiser wurde der Krieg hier hingestellt, und das Ausland, der französische und der schwedische König, garantierten jetzt die »teutsche Libertät«. Deutschland war sozusagen ein französischer Schutzstaat geworden und der französische König der ständige heimliche Gegenkaiser.

Andere Verluste hatte der Friedensschluß lediglich festzustellen. So den Verlust der Schweiz. Sie hatte sich schon seit 1475 als europäische Macht für sich gefühlt, seit 1500 ihre Zugehörigkeit zum Reich faktisch nicht mehr beachtet. Jetzt erlangte sie ihre formelle Entlassung aus dem Reichsverband. Auch hier war ein französisches Interesse im Spiel; denn ohne Werbungen in der Schweiz war die französische Armee nicht auf ihrer Höhe zu halten. Für Deutschland aber bedeutete diese Lostrennung, abgesehen von der Einbuße an wertvollem Volkstum, den Verlust der natürlichen geographischen Grenze im Süden.

Ein weiterer Verlust wurde stillschweigend hingenommen: die Selbständigkeit der Niederlande. An ihrer Zugehörigkeit zum Reich war trotz aller burgundischen Herrlichkeit nie ein Zweifel gewesen. Erst ihr Freiheitskampf gegen Spanien und die Tatsache, daß das Reich sich nicht darum kümmerte, hatte sie zur selbständigen Macht, dann zur Großmacht emporwachsen lassen. Wir haben es lange Zeit nur zu sehr vergessen, wie nahe das Volk der Niederlande, Holländer wie Flamen, uns verwandt, ja daß sie eigentlich nur Teile des deutschen Volkes sind. Hier hat die politische Entwicklung natürliche Zusammenhänge aufgelöst. Und zugleich hat Deutschland die Mündung seines Hauptstromes verloren. Auch dies ist das Werk der habsburgischen Dynastie. Karl V. als Kaiser hätte die alte, durch die burgundische Herrschaft gelockerte Verbindung der Niederlande mit dem Reich festigen und beleben sollen. Statt dessen verband er sie aufs engste mit seinem spanischen Königreich und löste sie dadurch von Deutschland.

Noch eines verlorenen Postens müssen wir hier gedenken, da er zwar nicht zum Westfälischen Frieden, aber in die Epoche gehört, von der wir reden: Livland. Es war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts sich selbst überlassen geblieben und die Beute der Nachbarn geworden. Der Einfall der Russen 1558 eröffnete das Spiel, das mit der Teilung zwischen Schweden und Polen 1625 endete, dergestalt, daß Schweden den Norden bis zur Düna gewann, Polen den Süden, das Herzogtum Kurland, behauptete. Von Rechten des deutschen Reiches war dabei keine Rede mehr.

Es hatte einmal eine deutsche Hanse gegeben, die mit ihren Schiffen in Krieg und Frieden die Ostsee und den ganzen Norden beherrschte. Wo war sie geblieben? Ihr Handel hatte den ersten schweren Stoß erhalten, als die freie Stadt Nowgorod 1479 dem Zaren von Moskau zur Beute wurde, der den deutschen Kaufleuten ihre Vorrechte entzog und ihren Verband auflöste. Seitdem welkte die Hanse dahin. Karl V. nahm auch hier Partei gegen die deutschen Interessen, in den Niederlanden als Landesherr und in Dänemark als Schwager

und Verbündeter des Königs. Das Emporkommen der schwedischen Krone unter Gustav Wasa nahm der Hanse Licht und Luft, und schließlich versetzte ihr Elisabeth von England den Todesstoß (1579) durch Entziehung aller Privilegien.

Es gab keine Macht, die das hätte hindern können, da es ein deutsches Reich, das den Namen verdiente, nicht mehr gab. Der Zustand, den der Westfälische Friede sanktionierte, raubte den deutschen Seestädten die Selbständigkeit. Auch Lübeck und Hamburg gerieten jetzt ganz unter dänischen Einfluß, Hamburg sank geradezu zur dänischen Landstadt herab.

Das ist der Abschluß der Epoche, die mit 1519, mit der Verbindung Deutschlands und Spaniens unter einem gemeinsamen Herrscher, begann. Furchtbarer, als man ahnte, hatten sich alle Besorgnisse erfüllt, alle finsternen Möglichkeiten verwirklicht, die bei der Wahl des spanischen Königs zum deutschen Kaiser aufgetaucht waren. Das Reich war aufgelöst, seine Grenzen zerstört, seine Unabhängigkeit vernichtet. In diesem Zustand, dazu verarmt, verödet, verbauert, trat es in einen neuen Abschnitt seiner Geschichte ein. Hatte es noch eine Zukunft, eine Hoffnung?